

Die Toten des Jahres

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **30 (1955)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Toten des Jahres



Eduard Pfister

Eduard Pfister wurde am 7. November 1873 in seinem Bürgerort Müllheim geboren, wo seine Eltern Landwirtschaft, Ziegelei, Holzhandel und Wirtschaft betrieben.

Ende der siebziger Jahre erwarben seine Eltern die Ziegelei an der Römerstraße in der Gemeinde Felben und einige Jahre später das Hofgut zum Römerhof. Beide Liegenschaften grenzten aneinander und boten nicht nur eine Fülle von Arbeit, sondern auch eine gesicherte Existenz für eine strebsame Familie. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Familie der allzufrühe Hinschied ihres Ernährers. Eduard Pfister war damals als ältester der Knaben 12 Jahre alt. Nach Absolvierung der Primar- und der Sekundarschule, letztere in Müllheim, konnte er, der 16jährige, seiner Mutter, die in der Zwischenzeit mit bewundernswürdiger Energie und Takt den vielseitigen Betrieb geleitet hatte, die Hauptlast, den Ziegeleibetrieb abnehmen. Als 18jähriger wurde Eduard Pfister volljährig erklärt und konnte von da an das Geschäft auch in rechtlicher Beziehung leiten und vertreten.

Schon in verhältnismäßig jungen Jahren wählten ihn seine Mitbürger der Wohn-gemeinde in den Ortsverwaltungsrat, in die Kirchen- und Schulvorsteherschaft und später zum Ortsvorsteher. Diese Beam-tungen behielt er über 20 Jahre bis 1921, da er von Felben nach Frauenfeld umzog. 1899 vermählte er sich mit Elise Wettstein von Nergeten-Weiningen. Sie war ihm stets eine liebevolle, treubesorgte Gattin. Obwohl aus bäuerlichen Verhältnissen kommend, hat sie sich rasch in den neuen, vielseitigen Wirkungskreis einge-arbeitet. Dadurch wurde ihrem Gatten ermöglicht, sich in vermehrtem Maße im öffentlichen Leben zu betätigen. 1909

wurde er zum Suppleanten des Bezirksrates Frauenfeld gewählt. 1910 trat er in den Bezirksrat ein, dem er 26 Jahre lang angehörte und für den er mehr als die Hälfte dieser Zeit das Sekretariat besorgte. Der Kreis Thundorf wählte ihn noch unter dem Wahlverfahren des Majorz als seinen Vertreter in den Großen Rat, dem er 26 Jahre lang angehörte und den er zweimal präsiidierte.

Mit dem Rücktritt aus dem Großen Rat trat er aus der thurgauischen Kantonalbankvorsteherschaft zurück, in der er als Präsident der Filialkommission Frauenfeld verschiedene Amtsperioden tätig war. Er wurde zum Präsidenten des Verbandes der thurgauischen Käse- und Milchgenossenschaften berufen und in den Vorstand und leitenden Ausschuß des Zentralverbandes der schweizerischen Milchproduzenten in Bern. Das zwang ihn zur Liquidierung der Ziegelei und etwas später zum Verkauf der bäuerlichen Liegenschaft, sowie zu jenem Wegzug aus der Gemeinde Felben nach Frauenfeld. 1922 wählten ihn die thurgauischen Bauern in den Nationalrat. In Bern war er Mitglied der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, blieb aber seiner frühern politischen Einstellung der bäuerlich-freisinnigen Richtung treu. Er gehörte der Bundesversammlung 13 Jahre als Nationalrat und 4 Jahre als Ständerat an. Seine Wahl zum 1. Vizepräsidenten des Zentralverbandes der schweizerischen Milchproduzenten und die damit verbundene Mehrarbeit während des Krieges zwangen ihn zum Rücktritt als Ständerat. Seine Bürgerpflicht als Soldat erfüllte er während des Ersten Weltkrieges 1914–1918 als Kommandant des st. gallischen Landwehrbataillons 158 und nahm nach Erreichung der Altersgrenze als Oberstleutnant der Infanterie seinen Abschied.

1914 wurde er zum Präsidenten des Zentralverbandes der schweizerischen Milchproduzenten gewählt. Er hatte als solcher auch die Interessen der schweizerischen Milchproduzenten in der Direktionskommission der Schweizerischen Käse-Union und im leitenden Ausschuß des schweizerischen Bauernverbandes zu vertreten. Eine Fülle von Arbeit wartete seiner. In guter Gesundheit konnte er noch weitere 5 Jahre für die schweizerische Volks- und Milchwirtschaft tätig sein.

In seinem 74. Lebensjahr legte er dann das Steuer nieder und zog sich nach und nach aus allen seinen öffentlichen Stellungen zurück. Die Delegiertenversammlung des thurgauischen Milchverbandes und des Zentralverbandes schweizerischer Milchproduzenten würdigte seine Mitarbeit durch die einstimmige Ernennung zum Ehrenpräsidenten. Eduard Pfister starb am 30. November 1953. Ein Freund von ihm sagt: «Das überaus große, abgerundete Lebenswerk von Ständerat

Eduard Pfister hat im kleinen Kreis einer Landgemeinde begonnen, hat sich dann mit kantonalen Angelegenheiten befaßt und hat sich schließlich ausgewirkt auf unser ganzes Land. In der Presse wurde anlässlich seines 80. Geburtstages darauf hingewiesen, daß das Wirken von Eduard Pfister im Dienste von Bauern und Land die Zeit vom Ende des ersten bis zum Ende des zweiten Weltkrieges umfaßte, und welcher großen Beitrag leistete er in der Förderung der schweizerischen Landwirtschaft, insbesondere der Milchverwertung und -Versorgung! Es waren also entscheidende und oft krisenhafte Zeiten, mit ihren großen Sorgen, mit ihrer Aussicht auf eine ungewisse Zukunft, in denen Eduard Pfister am Werk stand. Es wurde auch betont, daß er nie ein einseitiger Interessensvertreter war. Wenn er auch kräftig für die Bauernsache eintrat, so lag ihm als gutem Staatsbürger doch immer daran, die Interessen des ganzen Volkes im Auge zu behalten. Zu seinem starken Willen gesellte sich allzeit menschliche Liebenswürdigkeit. Nicht die äußere Summierung all der Lebensleistungen entscheidet, sondern der Geist, aus dem ein solch umfassendes Lebenswerk geboren ist und der es beseelt. Es ging Eduard Pfister letzten Endes um Dienst und Pflichterfüllung in ziviler und militärischer Stellung, geleistet für die Mitmenschen und getan in der Verantwortung vor Gott. Er war ein Mann mit integrem Charakter, der wahrhaft nicht die Ruhe und Beschaulichkeit im Leben suchte, nein, der um jenes Wort wußte, daß das Leben dann köstlich gewesen ist, wenn es Mühe und Arbeit war.»

Max Zeller

Max Zeller wurde als zweitjüngster Sohn einer kinderreichen Apothekersfamilie am 5. August 1881 in Romanshorn geboren und verlebte hier inmitten seiner vielen Geschwister eine sonnige Jugend. Hier besuchte er die Schule und trat gleich nach der Konfirmation eine kaufmännische Lehre in Stuttgart an. Ihr folgte weitere berufliche Ausbildung in der französischen Schweiz und besonders in der württembergischen Apotheke, die dem Bruder seiner Mutter gehörte. Von dieser Zeit erzählte er besonders oft und gerne. Seinem Drang in die Ferne konnte er leider nicht folgen, da sein Vater seine Hilfe in der Zellerschen Apotheke brauchte.

Nachdem er sich hier in kurzer Zeit mit großem Fleiß eingearbeitet hatte, vermählte er sich 1907 mit Emilie Fehr aus Mannenbach. Der glücklichen Ehe entsprossen 5 Töchter und ein hoffnungsvoller Sohn, von denen leider im Laufe der Jahre drei Mädchen – eines als Kleinkind,



die andern als erwachsene Menschen – durch den Tod der Familie, die so gut zusammenharmonierte, entrissen wurden.

Max Zellers Aufgabe schien ihm von Anfang an vorgezeichnet. Sein lebhafter, oft fast unbändiger Tätigkeitsdrang zwang ihn, aus der bescheidenen Apotheke, die sein Vater noch in beschaulichem Stile führte, erst einen Betrieb, dann eine Fabrik zu machen. – 1927 genügten die Fabrikationsräume in der alten Apotheke nicht mehr und es erfolgte der Umzug in die Hausersche Schiffstickerei, die dann vor allem durch das Wirken seines Sohnes in einen modernen Betrieb umgewandelt wurde.

Durch diese Vergrößerung seines Betriebes hat der Verstorbene immer mehr Menschen ein Auskommen verschaffen können und ist seiner Gemeinde, in der er so fest verwurzelt war, eine große Stütze geworden. –

1930 hielt seine Familie Einzug in die «Seeburg» und damit ging dem großen Naturfreund ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung, wurde ihm doch ein großer Garten zur steten Quelle der Erholung und Entspannung.

Aus dem ersten Hausmittelchen wurde der erste Markenartikel und diesem folgte eine ganze Reihe weiterer Produkte.

Seine virtuose Handhabung der Reklame – damals ein noch kaum bekanntes Accessoir der Wirtschaft – ließ ihn aber nie das Qualitätsprinzip aus den Augen verlieren.

Dem Zellerkalender, von ihm geschaffen, hat er immer ein noch schöneres Kleid zu geben gewußt und dieser ist denn auch zu einem nicht mehr wegzudenkenden Produkt des Hauses geworden, das man weit über die Grenzen unseres Landes hinaus würdigt und genießt.

Der Zellerbalsam und seine jüngeren Geschwister bekamen denn auch bald einen guten und soliden Platz in der Hausapotheke, überall im Lande herum.

Max Zellers Mitarbeiterstab wurde seine zweite Familie; und wenn er zeit seines

Lebens ein hilfsbereiter Bruder allen seinen Geschwistern war, so war er nicht minder aufgeschlossen den Sorgen und Nöten seiner Mitarbeiter gegenüber. Nicht umsonst hieß er unter den Angestellten stets nur der «Vater Zeller». Seine soziale Gesinnung ließ ihn unermüdlich an der Schaffung einer Pensionskasse arbeiten und er ließ nicht locker, auch als dies seine finanziellen Kräfte fast zu übersteigen drohte.

Von seiner Arbeitskraft, seiner Erfahrung und seinem feinen Sensorium für die wirtschaftlichen Begebenheiten profitierten aber auch eine ganze Reihe anderer Unternehmungen, denen er sich zur Verfügung stellte. So das Wasser- und Elektrizitätswerk, die Thurgauische Handelskammer, die AHV und schließlich die Rheinschiffahrt.

Familie und Betrieb hätten ihn auf diese Weise voll ausfüllen können, wenn nicht seine Freude an der Natur und seine Liebe zur Kreatur ihn nicht immer wieder hinausgelockt hätten. Als eifriges Aktivmitglied des Alpenklubs zunächst, zog er unzählige Male in seine geliebten Berge, und als er älter wurde, galten die Wanderungen dem Wald unserer näheren Umgebung.

Dort war ihm die Pirsch sein Liebstes und die *Wildhege* stand im Vordergrund seiner ganzen Jagdleidenschaft. Er ging dieser lebenden Kreatur wegen ins Revier und kehrte meist *ohne* Beute zurück. Umso ausführlicher vermochte er zu Hause von seinen Naturbeobachtungen und dem vielfältigen Leben im Wald zu erzählen.

Fast 40 Jahre lang fischte er in seinem geliebten Necker im Toggenburg. Das war kein Strohfeuer, es war Ausdauer und Einsatz und es war für ihn, der nie mehr Ferien machte, *seine* Erholung. Er setzte sich auch für einen vernünftigen Sport ein, schuf Yacht- und Eisclub in Romanshorn, hatte für die Sportler stets eine offene Hand und war jahrelang einer der Tätigsten im Vorstand der Sektion Thurgau des ACS.

Wenn er früher im kleinen Kreise ein geselliges Leben führte, so ging er später mehr und mehr in der Familie auf. Sein gerades Wesen, sein Humor und seine Originalität aber verschafften ihm zahlreiche Freunde, denen er seiner Lebtag die Treue hielt.

Bleiben noch seine Funktionen als Feldweibel im ersten Krieg und später als weißhaariger Luftschutzkommandant, die er wie alles mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte.

In den letzten Jahren fand er neue Freunde im Rotary-Club Kreuzlingen, dem er von Herzen zugetan war, und der ihm anderseits manche neue Anregung verschaffte.

So rundete sich das Lebensbild von Max Zeller zu dem eines gütigen Tatenmenschen, das man wirklich als ein erfülltes Leben bezeichnen darf. – Es war für ihn in den letzten Jahren eine große Beruhigung, zu sehen, wie sein Sohn sich immer mehr in den Betrieb einarbeitete,

so daß er seiner immer weniger bedurfte. So hatte er auch das Schwinden seiner Kräfte tapfer und in der Gewißheit ertragen, daß sein Lebenswerk auf festen Füßen steht und auch in Zukunft aufs beste verwaltet wird, bis der Tod ihn, den Rastlosen, erlöste.

Max Zeller starb am 11. Januar 1954.

Dr. Alfred Kramer

Dr. Alfred Kramer wurde am 6. Juni 1886 in Zürich geboren. Er besuchte dort Primarschule und Gymnasium. Dann studierte er an den Universitäten Zürich und Berlin. Nach Abschluß der Studien im Jahre 1911 arbeitete er am Bezirksgericht Horgen, dann im Anwaltsbüro Dr. Enderli, Zürich. Dem zürcherischen Anwaltsexamen 1913 folgte im gleichen Jahre die Wahl zum Gerichtsschreiber von Andelfingen. Dieses Amt versah er bis 1919. Er übersiedelte nach Frauenfeld, wo er sich bis zur Wahl ins Obergericht 1943 der Advokatur widmete. Obergerichtspräsident Dr. J. Plattner schreibt über ihn:

Dr. Alfred Kramer hat sein ganzes Leben in den Dienst des Rechtes gestellt. Er begann seine Laufbahn als Gerichtsschreiber am Bezirksgericht in Andelfingen, also in seiner engeren zürcherischen Heimat, mit der er sich sein ganzes Leben lang immer sehr verbunden fühlte. Das ist nicht sehr verwunderlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, wie sehr jene bäuerlichen Landstriche in der unmittelbaren Nachbarschaft des Rheinstroms mit ihren sanften Höhen und dem Zauber ihrer Reben, jene Gegend, in der Herbeheit und Anmut in ganz eigenartiger Weise verflochten sind, seinem ganzen Wesen entsprach. Die Tätigkeit an jenem ländlichen Gericht, das aus Laien bestand, scheint ihm nach seinen spätern Erzählungen sehr zugesagt zu haben. Es müssen sich unter jenen Richtern vorzügliche Köpfe und Männer von großer Rechtschaffenheit befunden haben und es ist kein Zweifel, daß die Arbeit am Bezirksgericht Andelfingen sein späteres Wesen in manchen Richtungen geprägt hat. Im Jahre 1919 war diese



erste Phase seiner Tätigkeit abgeschlossen. Er zog nach Frauenfeld, wo er das Anwaltsbüro des durch allzufrühen Tod abberufenen Dr. Sandmeyer übernahm. Dieser neuen Tätigkeit als Rechtsanwalt widmete er sich während vollen 24 Jahren, also bis 1943. Seine Praxis war sowohl forensischer Natur, wie auch konsultativ. Im Gefüge der Rechtspflege soll der Anwalt der Gehilfe des Richters sein. Wenn je, so darf von ihm mit voller Überzeugung gesagt werden, daß er sich selbst wirklich als wahren Gehilfen des Richters betrachtet hat. Er war, was ein Anwalt sein sollte, seinen Klienten gegenüber zunächst wie ein Richter, bevor er als Anwalt für sie eintrat. Immer suchte er sorgfältig das Gute vom Schlechten zu scheiden. Immer bemühte er sich, zu erkennen, was getan werden kann und was getan werden muß, ebenso aber auch, was zu verhindern ist. Er hatte Distanz zu den Dingen und zu den Menschen und erkannte wie selten jemand die hohe soziale Bedeutung der Rechtsvertretung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß mancher Rechtssuchende sich seinen Anwalt bestimmter, temperamentvoller, draufgängerischer gewünscht und ein vorbehaltloses Eingehen auf seine Wünsche lieber gesehen hätte. Wie es aber bei den Theologen keineswegs die lautesten Rufer im Streite sind, welche die Schlüssel des Himmelreiches am erfolgreichsten zu handhaben wissen, so sind es auch bei den Anwälten nicht die rücksichtslos Kämpferischen, welche den wahren Interessen ihrer Klienten am besten zu dienen verstehen. Und so ist von Dr. Alfred Kramer zu sagen, daß er als Anwalt im Kreise der Richter, auf die es hier doch wohl vor allem ankommt, einen ausgezeichneten Namen hatte. Was er sagte, war angemessen und wohlüberlegt. Was er tat, war wirklich ernst zu nehmen. Seine Worte durfte man stets ohne lange Abstriche und Rabatte in die Waagschale der Entscheidung legen.

Als im Jahre 1943 Dr. Fritz Häberlin, der damalige Präsident des Obergerichtes, zum Bundesrichter gewählt wurde, lag es daher auf der Hand, den Versuch zu unternehmen, das obergerichtliche Kollegium durch Dr. Alfred Kramer zu vervollständigen und ihm das Vizepräsidium des Gerichtes anzuvertrauen. Nach einigen Bedenken stimmte Dr. Kramer zu. Er tat dies nicht zuletzt, um dem Wunsch zahlreicher Kollegen aus dem Anwaltsstande nachzukommen, einem Wunsche, der dahin ging, daß dem Gericht wieder ein erfahrener Praktiker angehören sollte. Wenn man von einer Wahl sagen kann, sie sei in fachlicher und persönlicher Hinsicht glücklich gewesen, so gilt dies von dieser Entscheidung. Dr. Kramer brachte in sein neues Amt reiche Erfahrung. Er war eine gefestigte Persönlichkeit, in allem von vollendeter Sachlichkeit. Er wußte, wie schwierig es häufig ist, das richtige Recht zu finden und wie der Richter in einem täglichen Ringen um Wahrheit und Gerechtigkeit lebt. Seine Sicherheit wurde nie zu allzu ausgeprägter Selbstsicherheit,

die einem Richter nur gefährlich werden kann. Ihm war klar, wie bedeutungsvoll, aber auch wie schwierig die richtige Erkenntnis des Tatbestandes ist und er kannte, daß in der Rechtsanwendung der sichere Boden des Richteramt allein der Respekt vor dem Gesetz ist, dessen Diener der Richter sein soll und dem er zu gehorchen hat. Das Recht zu schützen und dem Unrecht zu wehren, war ihm eine hohe Pflicht und er trug die Verantwortung, die er mit seinem Amte übernommen hatte, gerne. Denn er durfte stets das Bewußtsein haben, immer das Beste und das Rechte zu wollen. Er besaß, was entgegen einer weitverbreiteten Meinung nicht bloß ein Privileg der Laien ist, den sogenannten gesunden Menschenverstand. Er dachte einfach, führte alles auf seine Grundlagen zurück und wußte Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Er verfügte über einen ausgesprochenen Tatsachensinn, wie er für einen Richter ebenso unentbehrlich ist wie die Klarheit im Denken. Seine Referate wirkten stets überzeugend, weil sie den Eindruck des Einfachen, Folgerichtigen, ja man kann sagen Selbstverständlichen machten.

Sein Bild wäre aber nicht vollständig, wenn nicht seiner Charaktereigenschaften als Richter gedacht würde. Seine Integrität und seine Charakterfestigkeit waren über jeden Zweifel erhaben. Nie hätte ihn etwas davon abhalten können, nach seiner persönlichen Überzeugung zu urteilen. Den Strom der öffentlichen Meinung beachtete er nicht. Ich bin überzeugt, daß die Unabhängigkeit seines Wesens auch nach außen so klar in Erscheinung trat, daß man nie auch nur versucht hat, ihn etwa persönlich zu beeinflussen oder gar einschüchtern zu wollen. Und noch etwas ist zu erwähnen: ein altes römisches Rechtssprichwort sagt: «Pectus facit juris consultum», das Herz macht den Richter aus. Dieses Herz besaß Dr. Kramer.

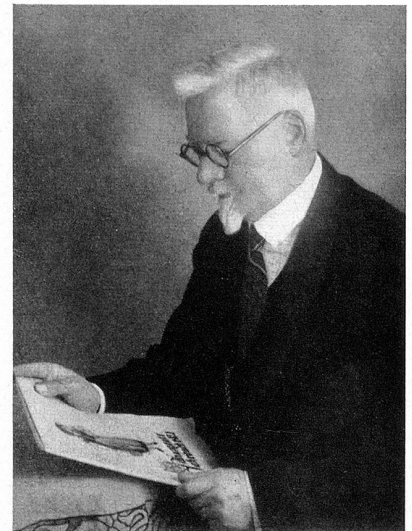
Er war auch einer der Glücklichen, die Zeit haben. In einer Welt der Hast, der Hetze, der Unruhe war an ihm selbst nichts Hastiges, nichts Ruheloses. Im Gefühl eines innern Wertes ruhte er in sich selbst, ohne Falsch, ohne Arg, ohne verdächtigen Ehrgeiz. Immer lag über ihm eine stille Heiterkeit. Wie sich die Welt in ihm spiegelte, kam zum Ausdruck in einem alles vergoldenden, nie verletzenden Humor, der immer ein starkes Band zwischen ihm, seinen Kollegen und seinen vielen Freunden bildete. Denn überall, wo er wirkte, erwarb er sich wie von selbst wahre und aufrichtige Freunde. Der Charme, den sein ganzes Wesen ausstrahlte, gewann ihm die Sympathie aller, die mit ihm nähere Beziehungen hatten. Trotzdem er als Anwalt und als Richter manchem entgegneten mußte, darf man von ihm sagen – und hier trifft dieses Wort einmal in seiner vollen und schönsten Bedeutung zu – daß er keine Feinde hatte. Und selbst der Tod kam zuletzt zu ihm als Freund, um ihn von einem Leiden

zu erlösen, das ihn viel zu früh für seine Familie, die Öffentlichkeit, seine Kollegen und Freunde ans Krankenbett gefesselt hat. Dr. Alfred Kramer starb am 4. März 1954.

Ernst Rieben

Es geziemt sich, daß im «Thurgauer Jahrbuch» auch mit einigen Worten auf den in Kreuzlingen verstorbenen Ernst Rieben hingewiesen wird; denn Ernst Rieben war doch der Begründer des «Thurgauer Jahrbuches». Im Jahre 1925 hatte er erstmals das «Kreuzlinger Neujahrbuch» herausgegeben, dem im Jahre 1926 ein zweites folgte. Im Jahre 1927 gab er dem Heft den neuen Namen «Thurgauer Jahrbuch». Er erweiterte die Beiträge mit thurgauischen Themen, führte die «Thurgauer Chronik» ein und brachte Nachrufe auf thurgauische Persönlichkeiten. Er führte das «Thurgauer Jahrbuch» bis zum Jahre 1934, in diesem Jahre wurde es von Dr. J. Rickenmann in Frauenfeld übernommen, der es im Jahre 1936 an den Verlag Huber & Co. in Frauenfeld abtrat.

Ernst Rieben wurde am 9. Oktober 1881 in Aarberg geboren, als zweitjüngstes von 9 Kindern. Der Vater war Schneidermeister und betrieb daneben noch einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb. Neben den Feldarbeiten und der Schule betätigte sich Rieben als Brotverträger, Zeitungsverträger, Telegrammbote, Hundebetreuer bei den Jagden. Er erlernte den Beruf eines Schriftsetzers. Auf seiner Wanderschaft kam er nach Österreich und



in die Balkanländer, er arbeitete in Innsbruck, Salzburg, Wien, Budapest und München. Im Jahre 1906 heiratete er; aus dieser Ehe entsprossen vier Kinder. In Kreuzlingen, wo er seinen Wohnsitz nahm, gründete er, wie gesagt, im Jahre 1926 das «Thurgauer Jahrbuch». Im Jahre 1929 ging er eine zweite Ehe ein. Um diese Zeit wechselte er auch seinen Beruf, er befaßte

sich mit dem Liegenschaftshandel. Es ging ihm vor allem darum, bei der Sanierung im Liegenschaftshandel mitzuwirken. Er wurde Mitglied des Zentralvorstandes der Schweizerischen Liegenschafts-Berufsvermittler. Er gründete die Sektion Thurgau, strebte Fachkurse zur Fortbildung der Mitglieder an und führte auch die Diplomprüfungen durch. Nach schwerem Krankenlager starb Ernst Rieben am 26. März 1954. Es war ein Leben der Arbeit, der Pflichterfüllung, der steten Sorge um das Wohl der Familie, das Ernst Rieben gelebt hat.

Dr. med. Helmuth Schmid

Es gibt tüchtige Männer, die mit außerordentlichem Fleiß und Erfolg in ihrem Beruf arbeiten, aber gerade wegen dieses Fleißes nie dazu gekommen sind, sich im öffentlichen Leben hervorzutun oder ihre Erlebnisse und Gedanken in einem Buch niederzulegen. Trotzdem wäre es unrecht, ihrer nicht zu gedenken, wenn sie nicht mehr unter uns sind. Zu diesen Stillen im Lande, deren Leistungen aber von jedermann anerkannt wurden, hat Dr. Helmuth Schmid, Arzt in Frauenfeld, gehört.

Die Schmid sind ein alteingesessenes Geschlecht von Stein am Rhein, aus dem der hervorragende Diplomat und Hofkriegsrat Freiherr Joh. Rudolf Schmid von Schwarzenhorn hervorgegangen ist. Weniger bekannt ist ein Zweig der Familie, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Bürgerrecht von Thundorf erwarb. Eugen Christian Schmid (1859–1916) wurde Jurist, ließ sich zunächst als Anwalt in Bischofszell nieder, wo er zum Bezirksgerichtspräsidenten gewählt wurde. Dann folgte aber die Berufung zum Oberrichter 1897, zum Verhörrichter 1903 und zum Regierungsrat 1905. Er wohnte nunmehr in Frauenfeld und leitete da bis zu seinem Tode das Justiz- und Polizeidepartement. Aus seiner ersten Ehe (mit Friederike Sieburg aus Jena) gingen zwei Söhne hervor, Willy und Helmuth; der jüngere kam am 28. August 1891 in Bischofszell zur Welt. Der kleine Helmuth war ein ungewöhnlich aufgeweckter Knabe, der das Lesen und das Rechnen schon beherrschte, als er in die Primarschule eintrat. Seine Lehrerin schlug deshalb vor, ihn gleich in die zweite Klasse aufzunehmen, und erhielt dazu die Erlaubnis der Frauenfelder Schulvorsteherschaft. Aber als der Knabe die sechste Klasse absolviert hatte, konnte er nach den Vorschriften der Thurgauischen Kantonschule, weil er ein Jahr zu jung war, noch nicht ins Gymnasium aufgenommen werden; deshalb entschloß sich sein Vater, ihn nach Winterthur zu schicken, wo dieses Hindernis nicht bestand. So kam es, daß der Sohn des thurgauischen Regierungsrates das Gymnasium in Winterthur besuchte, dort in den Verein «Vitodurania» eintrat und schließlich dort auch die Maturitätsprüfung bestand. Arnold Kübler



schildert in seinem «Oeppi von Wasenwachs» das damalige Leben der Winterthurer Schüler und erwähnt dabei auch den etwas zurückhaltenden Kameraden aus Frauenfeld. Helmuth Schmid war mit gleicher Liebe den Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften zugetan, so daß die Wahl des Lebensberufes ihm nicht leicht fiel. Nach dem Rat des bekannten Gynäkologen Prof. Bumm in Berlin und der Oberin an dessen Klinik, Fräulein Dabis, die eine Tante des jungen Studenten war, entschloß er sich für das Medizinstudium. Den Vorsprung, den er schon an der Volks- und der Mittelschule gegenüber seinen Altersgenossen gehabt hatte, behauptete er auch an der Hochschule. Nach einem Minimum an Zeit bestand er in Zürich seine propädeutischen Prüfungen, obgleich er auch den Freuden des Studentenlebens nicht fern blieb und Mitglied des Köseuer-Korps «Tigurinia» war. Es folgten zwei klinische Semester in Jena und ein weiteres in Berlin. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges kehrte er nach Zürich zurück und bestand dort mit 23½ Jahren im Frühjahr 1915 erfolgreich sein Staatsexamen. Auch die Doktorwürde erlangte er nunmehr; seine Dissertation befaßte sich mit der Mikulicz'schen Krankheit.

Die erste praktische Tätigkeit bot sich dem jungen Doktor der Medizin am Krankenhaus in Frauenfeld unter der Leitung von Dr. O. Isler. Um seiner zweiten Mutter und seiner Schwester näher zu bleiben, behielt er die Assistentenstelle als Internist in Frauenfeld ein Jahr länger als vorgesehen war. Dann aber zog es ihn zu den Vorlesungen seines Landsmannes Otto Nägeli, der damals Dozent für innere Medizin in Tübingen war. Als Prof. Nägeli 1918 einen Ruf nach Zürich erhielt, folgte ihm sein Schüler an die Limmat und wirkte dort als erster Assistenzarzt an der Poliklinik. Während des Generalstreiks wurde Dr. Schmid als Bataillonsarzt mit dem Thurgauer Bataillon 75 in Zürich eingesetzt. Diese Episode erhielt für den Jünger des Aeskulap eine un-

erwartete Bedeutung. Nicht nur erwarb er sich durch seine hervorragende Gewissenhaftigkeit und Aufopferung die allgemeine Anerkennung, sondern er lernte auch bei der Pflege der Grippekranken seine spätere, vortreffliche Lebensgefährtin kennen. Im Militärgrippespital Schanzengraben kam er mit Fräulein Alice Krebser zusammen, die bald darauf Oberschwester in der medizinischen Abteilung der Universitätsklinik Zürich bei Prof. Eichhorst wurde. Doch erst auf Ende 1921 schloß das junge Paar seinen Bund für das Leben. Dr. Schmid hatte zu Anfang dieses Jahres in Frauenfeld eine eigene Praxis für innere Medizin eröffnet, und zwar zuerst in der Felsenburg bei seiner Stiefmutter. Als aber im Sommer 1921 der tüchtige und beliebte Dr. A. Debrunner gestorben war, übernahm Helmuth Schmid dessen Haus zum «Rosengarten», das als Doktorhaus schon lange einen guten Ruf hatte.

Was nun noch folgt, ist nichts anderes, als unablässige, gewissenhafte Berufsarbeit mit wenig Pausen. Schon 1922 wurde Dr. Schmid zum Platzarzt des Waffenplatzes Frauenfeld ernannt. Trotz der häufigen nächtlichen Beanspruchung machte ihm das Amt viel Freude; er behielt es dreißig Jahre lang, indem er es zweckmäßig ausbaute. Im Jahr 1932 erhielt er als erster Arzt im Thurgau von der Schweizerischen Ärztegesellschaft eine Anerkennung für besonders gute Ausbildung in innerer Medizin, da er 6½ Jahre an Kliniken gearbeitet hatte. Sie bestand darin, daß er in die FMH, die Foederatio medicorum Helveticorum, aufgenommen wurde. Seine Freunde wußten, daß Schmid der Musik und der Literatur sehr zugetan war und interessant davon sprechen konnte. Spärlich waren die Ferien in seinem Leben, wobei er gerne ins Ausland ging, an Orte, die ihm durch die römischen Dichter von der Schule her vertraut waren. Im Jahr 1936 unternahm er mit einer Gesellschaft eine Fahrt nach New York und Chicago. Sonst aber füllte die Behandlung seiner Kranken sein Leben aus. Sein Wartezimmer war jahrein jahraus gefüllt, und täglich sah man seinen Wagen zu den bettlägerigen Kranken fahren. Aus verschiedenen Gründen war er ein sehr beliebter Arzt. Einmal kannte er seine Kunst von Grund aus, und die Patienten schätzten die Sicherheit seiner Diagnosen. Es kam sozusagen nie vor, daß eine Krankheit, die von einem andern Arzt oder im Spital weiter behandelt wurde, dort eine andere Beurteilung fand, als Dr. Schmid sie vorher aufgestellt hatte. Sodann empfanden die Patienten sein ruhiges Wesen, das aber des Humors nicht entbehrte, als sehr angenehm. Wie er selber vorsichtig und mäßig lebte, bemühte er sich, auch die Ratsuchenden vor Übertreibungen in Arbeit und Sport, in Essen und Trinken zurückzuhalten. Oft hörte man aus seinem Mund das Wort «modice», was zunächst ein Rat für den Patienten war, aber für seine Freunde einen Grundzug seines eigenen Wesens ausdrückte.

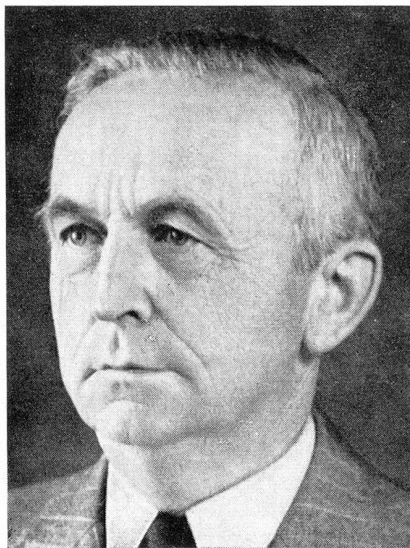
So gingen die Jahre fast unmerklich vorbei. Im Zweiten Weltkrieg führte Dr. Schmid das Kommando der MSA III/6, und wieder wurde seine Ruhe und seine wohlüberlegten Maßregeln allgemein geschätzt. Die drei Söhne wuchsen empor und bestanden ihre Doktorprüfungen in Medizin, Chemie und Jus. Leider zeigten sich beim Vater im Jahr 1948 die ersten Anzeichen eines schleichenden Leidens, der Parkinson'schen Krankheit, der gegenüber vorläufig noch die Kunst auch des besten Arztes versagt. Mit Betrübnis sahen seine Angehörigen und seine Freunde, daß ihn die Krankheit immer mehr hemmte. Obwohl er selber die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes kannte, hörte man nie eine Klage von ihm. Noch durfte er es erleben, daß sein ältester Sohn als gründlich ausgebildeter Internist seine Praxis übernahm, so daß der müde gewordene Arzt sich zur Ruhe setzen konnte. Aber der Herbst seines Lebens dauerte nicht lange. Ganz unerwartet setzte eine Herzlähmung in der Nacht vom 27. zum 28. März 1954 seinem wohlausgefüllten Leben ein Ziel. Groß war das Bedauern über den Hingang des tüchtigen Arztes, besonders auch bei einfachen Patienten. Sie hatten es gefühlt, daß ihr Hausarzt bei seinem sichern Wissen und Können auch ein guter und kluger Mensch gewesen war.

Ernst Leisi

Regierungsrat Dr. August Roth

Als August Roth am Morgen des 5. April 1954 aufstand, spürte er einen heftigen Schmerz über dem rechten Auge. Auch vermochte er plötzlich nicht mehr richtig zu sehen. Auf die dringende Bitte seiner Frau legte er sich nochmals zu Bett. Der Arzt wurde gerufen. In der Zwischenzeit brachte der Postbote einen sehnlichst erwarteten Brief des einen Sohnes, der in Südamerika weilte. Frau Roth las ihrem Manne die – guten – Nachrichten vor. Es war die letzte Freude, die August Roth erlebte! Kurz darauf schwand sein Bewußtsein, Lähmungen stellten sich ein, und der Arzt stellte einen schweren Hirnschlag fest. Eine Woche noch arbeitete das kerngesunde Herz. Dann, am Palmsonntag, machte ein sehr ruhiger Tod dem bitteren Kampfe ein Ende.

Regierungsrat August Roth starb kurz nach Vollendung seines 60. Lebensjahres. Er besaß eine so kräftige Konstitution, daß man ihm ein hohes Alter voraussagte. Aber der schonungslose Einsatz aller Kräfte, nur von wenigen Ferientagen unterbrochen, war auch für diese kraftvolle Natur zu viel. Daß August Roth sich im Dienste der Öffentlichkeit aufgerieben hat, das vermag neben seinen Angehörigen wohl kaum jemand so gut zu beurteilen wie derjenige, der nun an seinem Pulse sitzt und urplötzlich fortzuführen hat, was Regierungsrat Roth begonnen. Sein Arbeitstag entsprach wahrhaftig in keiner



Beziehung jener landläufigen Vorstellung, nach welcher die Sekretäre schaffen und der Chef bequem unterschreibt, falls er überhaupt auf dem Büro ist. Ich staune immer von neuem, wenn ich die ungeheure Detailarbeit erkenne, welche August Roth direkt zu erledigen pflegte. Da mußte sich eine Arbeitslast ergeben, die eines Tages zu groß war. Hoch war der Preis, den er für die andauernde Überanstrengung bezahlte. Wohl aber dem kleinen Volke, das über solche Diener des Staates verfügt!

August Roths Leben zerfällt in klarem Aufbau in drei Abschnitte. Der erste Teil – *Jugend- und Wanderjahre* – führt von der Kindheit in seiner Heimatgemeinde Keßwil über die Sekundarschule Dozwil, die Kantonsschule Frauenfeld, die Universitäten Bern, Lausanne, Zürich und Leipzig ins Büro des bedeutenden Rechtsanwaltes Johannes Huber in Rorschach. Alle, die ihn in dieser Zeit kannten, erinnern sich an seine hervorragende Intelligenz. In Rorschach traf er die für sein persönliches Leben grundlegenden Entscheidungen: Er verheiratete sich – und schloß sich der sozialistischen Bewegung an.

Über dem zweiten Abschnitt seines Lebens steht das Wort: *Arbon*. Er verließ das Büro seines Lehrmeisters und eröffnete im Bodenseestädtchen eine selbständige Praxis. Im Jahre 1928 wurde er nach einem heftigen Wahlkampf zum Arboner Gemeindeammann gewählt – Bezirksrichter und Kantonsrat war er schon vorher geworden – und damit fand er diejenige Tätigkeit, für die er so richtig geschaffen war. Denn die glückliche Verbindung von Zielstrebigkeit und Sinn für das Mögliche, vereint mit nie versagender Integrität, prägte sein ganzes Wesen und begründete den Erfolg seiner Verwaltungstätigkeit. Er ist ein Gemeindeammann ersten Ranges gewesen.

Als die bürgerliche Mehrheit des Kantons Thurgau der sozialistischen Arbeiterbewegung erstmals einen Vertreter in der

Regierung zubilligte, geschah es zum Teil im Vertrauen darauf, daß dieser Vertreter August Roth heißen werde. Und doch – der Schreiber erinnert sich noch gut an jenen Parteitag in Romanshorn – brauchte es allen Einfluß seiner politischen Freunde, Gemeindeammann Roth dazu zu bewegen, seine Wahlheimat Arbon preiszugeben. Er sah aber selber die Notwendigkeit ein, und so begann er im Jahre 1941 in Frauenfeld seinen letzten Lebensabschnitt. Vier Departemente hatte er zu verwalten; die Amtstätigkeit als Nationalrat und viel anderes kam dazu – aber das Entscheidende dieser Zeit wird doch ausgedrückt durch den Begriff *«kantonalen Baudirektor»*. Nicht bloß alle Gebäude des Kantons kannte er bald «wie seinen Hosensack», sondern auch sämtliche Straßen im Thurgau. Und das heißt etwas. Allmählich leitete er den Ausbau der Staatsstraßen mit einer unbezweifelten Souveränität. Sein letztes Werk ist die Thurbrücke bei Eschikofen. In ihrer sachlichen Richtigkeit, ihrer Schlichtheit, ihrer Ausgeglichenheit und Schönheit ist sie das vollkommene Spiegelbild des Mannes, der ihr Zustandekommen an erster Stelle mitbestimmte.

Jäh hat der Tod der reichen Wirksamkeit ein Ende gesetzt. Bitter war es für Frau und Kinder, für die Freunde und die politisch Tätigen unseres ganzen Kantons, gleich welcher Richtung. Die Erinnerung an dieses mannhafte Leben wird noch lange wach bleiben unter uns – und das weist auf die tröstliche Tatsache hin, daß August Roth doch genug Zeit vergönnt war, um ein bedeutsames Lebenswerk zu vollbringen.

Ehre seinem Andenken!

Rudolf Schümperli

Dr. Robert Wildbolz

Dr. med. Robert Wildbolz wurde am 21. Oktober 1865 im zürcherischen Küsnacht geboren. Er war das jüngste der drei Kinder des Ludwig Wildbolz und der Margaretha, geborenen Schürch. In der Zeit, da Dr. Wildbolz zur Welt kam, betrieb dessen Vater am Zürichsee eine Färberei. Später – Robert Wildbolz war damals zehn Jahre alt – siedelten dann seine Eltern mit ihrer Familie in die Stadt Zürich über. Dort und in Küsnacht erlebte er eine schöne Jugendzeit, obwohl er häufig krank war. Trug dieser Umstand vielleicht mit dazu bei, daß er das Studium der Medizin wählte und als Arzt so tüchtig war? Wir wissen es nicht bestimmt. Sicher aber ist, daß die erschütterte Gesundheit des Knaben ein besonders iniges Verhältnis zwischen ihm und seiner feinfühligsten Mutter schuf.

Es war für Dr. Wildbolz ohne Zweifel eine große Freude, daß er das Gymnasium besuchen durfte. Er durchlief es als aufgeweckter Schüler in Zürich. Nachdem er die Maturitätsprüfung bestanden hatte, begann er an der Zürcher Universität mit

dem Studium der Medizin. Eine ausgesprochene Neigung hatte ihn auf diesen Weg geführt, und er fand seinen Abschluß in einem mit großem Erfolg bestandenen Staatsexamen und in der Verleihung der Würde eines Doktors der Medizin. Vor dem Abschluß des Studiums und sogar noch während des Staatsexamens war er Assistent bei Dr. Wunderli in Wetzikon, dem er sich zeitlebens dankbar zeigte für die wertvolle Ausbildung. Aus finanziellen Gründen hatte sich Dr. Robert Wildbolz als Student nicht an eine ausländische Universität begeben können. Diese Lücke füllte er dann nach dem Abschluß der Examina aus, indem er sich an die Sorbonne begab. Dort wurde ihm das Glück zuteil, unter den bekannten Professoren Charcot und Pasteur arbeiten zu können. Noch in seinem hohen Alter sprach er mit sichtlicher Hochachtung von diesen großen Männern der Wissenschaft. In die Schweiz zurückgekehrt, nahm er in der Irrenheilanstalt Préfargier eine Stelle als Assistent an. So bezog er in seine Ausbildung als Arzt auch die Psychiatrie ein, was in seinem ganzen späteren Wirken als segensreiches Moment in Erscheinung trat.

So vorbereitet und ausgerüstet, übernahm Dr. Wildbolz 1891 in Amriswil die Praxis von Dr. Morf. Im gleichen Zeitpunkt verehelichte er sich mit Berta Grob, welche sich ebenfalls dem Studium der Medizin gewidmet hatte. Von seiner Gattin durch deren eigene ärztliche Kenntnisse, durch Aufopferungsfähigkeit, Geduld und Güte in hohem Maße unterstützt, wirkte er als Land- und Hausarzt. Begnadet mit reichen ärztlichen Fähigkeiten, erfüllt mit immer neuer Freude an seinem Berufe und ausgerüstet mit nie versiegender Arbeitskraft, schuf er sich in kurzer Zeit eine ausgedehnte Praxis, die von dem beliebten Ärzte sehr viel forderte.

Um so erstaunlicher ist es, daß er im Laufe der Jahrzehnte auch noch eine Reihe von öffentlichen Ämtern bekleidet hat. Unter ihnen seien genannt: das Präsidium der Sekundarschulvorstanderschaft Amriswil, welches er während Jahrzehnten mit Überlegenheit betreute, und seine Tätigkeit als Mitglied der Ortskommission Amriswil. Auch sei in diesem Zusammenhange die Gründung und langjährige präsidiale Leitung der Tuberkulosenfürsorge Amriswil und des Krankenpflegevereins Amriswil erwähnt, womit er zwei äußerst segensreiche Institutionen schuf und bis vor wenigen Jahren maßgebend betreute. In Anerkennung dieser Verdienste und in Würdigung seiner einflußreichen und stets auf Grund selbständigen Urteilens und einer eigenen Meinung erfolgten Mitarbeit in andern Kommissionen verlieh ihm die Gemeinde Amriswil am 22. April 1937 das Ehrenbürgerrecht. Dr. Wildbolz starb am 19. April 1954.

Heinrich Aebli sagte von ihm: «In diesem Leben war der ärztliche Helferwille le feu sacré, in einer einzigartigen Weise verbunden mit einem machtvollen medizinischen Wissen und einer seltenen Kunst

des Umganges mit Menschen. Die Natur hatte ihn mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet, vor allem mit einer schnellen Auffassungsgabe, einem durchdringenden Verstande, der Wesentliches und Unwesentliches mühelos trennte, und einem unfehlbaren Gedächtnis, das ihm bis ins Alter treu blieb; auf Grund dieser Anlagen schuf er sich eine merkwürdige Ökonomie in der Arbeitsmethode, nämlich eine streng logische Einordnung des Wissens in sein Gedächtnis ohne irgendwelche Niederschriften, unter Ausscheidung alles überflüssigen Stoffes, der nur Ballast bedeutet hätte. Auf diese Weise gewann er eine Kraftreserve, die ihm später ermöglichte, den oft übergroßen Anforderungen, die an einen Landarzt gestellt werden, zu genügen. Dazu kam schon in jungen Jahren eine auffallende Ruhe, Gelassenheit, Selbstsicherheit; der junge Doktor ruhte fest in sich selber; er war eben *der*, welcher er seinem Wesen gemäß war; philosophische Theorien und Spekulationen lagen ihm fern und beunruhigten ihn nicht; er sah sich selber in den großen Zusammenhang der Erscheinungswelt hineingestellt, und das Leben, Werden und Vergehen betrachtete er als den Ablauf eines natürlichen Geschehens, aus dem er das hohe Gebot vernahm, in ständiger Bereitschaft den kranken Menschen zu helfen. In diesem Manne vereinigten sich Gaben des Geistes und Kräfte der Seele, die ihn zu einem Arzte machten, der das Mittelmaß bedeutend überragte, so daß er bald des höchsten Ansehens sich erfreuen durfte. Die Einfachheit seines Auftretens, die schlichte und natürliche Art seiner Rede halfen mit, das Zutrauen der Hilfesuchenden zu wecken.

Begabung, Charakter und Leistung bilden in diesem Manne eine wundervolle Einheit. Die Forderungen des wahren Idealismus hat neulich ein Schriftsteller in folgender Weise gekennzeichnet: Sorgfältiges Beobachten der Erscheinungen, sicheres Wissen, unermüdete Arbeit.» Im Sinne dieser Gedanken hat Dr. Robert Wildbolz sein Leben gelebt und uns dadurch ein eindrucksvolles Bild seiner Persönlichkeit hinterlassen.



Pfarrer Wilhelm Meyer-Zeller

Wilhelm Meyer wurde am 19. Oktober 1870 in St. Gallen als Sohn des Johann Kaspar Meyer von Thal-Huben bei Frauenfeld und der Elisabeth Gnehm von Stein a. Rhein geboren. Er stammt aus einer kinderreichen Familie. Von den vierzehn Kindern (elf Knaben und drei Mädchen) starben vier Knaben und ein Mädchen im zarten Kindesalter, so daß noch sieben Knaben und zwei Mädchen am Leben blieben. Da der Großvater als Staubdrucker (Lithograph) in St. Gallen lebte, war auch sein Vater, der eine bescheidene Anstellung bei der Feuerversicherung «Helvetia» innehatte, zeitlebens in der Gallsstadt. In St. Gallen absolvierte Wilhelm Meyer die Primarschule, die Realschule und das Gymnasium. Zwei Lehrpersönlichkeiten hatten hier mitbestimmend für sein ganzes Leben gewirkt: der Lehrer Johannes Kaufmann, mit dem er bis an dessen Lebensende verbunden blieb und der Historiker Johannes Dierauer am Gymnasium, der ihn für die Geschichte zu begeistern verstand. Im Gymnasium, das er während sieben Jahren besuchte, wählte er die humanistische Richtung, da schon früh in ihm der Entschluß gereift war, Pfarrer zu werden. Der Konfirmandenunterricht bei Dekan C. W. Kambli wurde ihm zu einem ersten, fundamentalen Erlebnis, vertieft durch den unerwarteten Hinschied des Vaters, dessen Tod gerade ein Jahr vor Beginn dieses Unterrichts die Familie betroffen hatte. Sein früher Heimgang ließ dem Sohn – wie er selbst in seinen Lebensaufzeichnungen schrieb – die ganze Welt in einem andern Lichte erscheinen, und die Todesgedanken hatten ihn seither nie mehr verlassen und ihn in seinem Willen, Theologie zu studieren, bestärkt. Der Schlag, den der Tod des Vaters 1886 der Familie versetzte, war sehr hart. Die Mutter mußte sich mit einer bescheidenen jährlichen Pension begnügen. Nur dem großen und tatkräftigen Einsatz des älteren Bruders Adolf, der heute noch im hohen Alter von 91 Jahren in St. Gallen lebt, war es zu verdanken, daß die von materiellen Sorgen schwer betroffene Familie weiterhin ihren Ernährer fand. Diesem Bruder verdankte Wilhelm Meyer, daß er seinen Gymnasiums-aufenthalt trotz den erwähnten Umständen weiterführen konnte. Er ermöglichte ihm auch durch sein großes Opfer das Theologiestudium. Dafür war ihm Wilhelm Meyer zeitlebens dankbar. Es war ihm sogar vergönnt, sich der St. Gallischen Sektion der Studentenvereinigung «Zofingia» anzuschließen. Im Frühjahr 1890 bezog Wilhelm Meyer nach Absolvierung des Maturitätsexamens die Alma mater Basilensis. Dort hörte er Professoren von Weltruf wie Overbeck und Bernhard Duhm. Ganz besonders freute er sich aber über die kunstgeschichtlichen Vorlesungen, welche er während sechs Semestern bei Jacob Burkhardt hören durfte. Nach dem Propedeutikum folgten ein Semester in Lausanne und Zürich. Die Mutter war inzwischen nach Stein a. Rhein



übergesiedelt, und der junge Student traf auch dort die letzten Vorbereitungen für das Staatsexamen, welches er im Herbst 1894 glücklich bestand. Zunächst fand er keine pfarramtliche Betätigung, wohl aber eine Lehrtätigkeit als stellvertretender Sekundarlehrer in der Gemeinde Wartau. Im Frühjahr 1895 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Glarus. Im Herbst gleichen Jahres erhielt er eine Vikariatsstelle an der Kirchgemeinde Gontenschwil im Aargau. Mit Amtsantritt vom 1. Januar 1896 wurde er in mehreren aargauischen Bezirken als Pfarrhelfer eingesetzt. Nach anfänglichen Vikariatsdiensten in der nahe bei Lenzburg gelegenen Gemeinde Ammerswil wurde er zum Pfarrer der dortigen Kirchgemeinde gewählt, zu welcher auch Dintiken gehörte. Während seiner Ammerswiler Tätigkeit wurde Wilhelm Meyer auch zum Schulinspektor für den halben Bezirk Lenzburg berufen. Sein Wirken in Ammerswil dauerte vom Herbst 1897 bis zum Juli 1905. Am 2. Mai 1899 heiratete er die Apothekerstochter Emma Zeller in Romanshorn. In ihr hatte Wilhelm Meyer die Ehepartnerin gefunden, welche während nahezu 55jähriger glücklicher Ehe ihm in Freud und Leid stets tapfer zur Seite stand. In diese Aargauer Amtstätigkeit fällt auch die Geburt seiner beiden ältesten Söhne. Im Mai 1905 wurde Wilhelm Meyer auf dem Berufswege nach Altnau am Bodensee gewählt und bereits am 25. Juli 1905 siedelte die Familie dorthin über.

In einem der schönst gelegenen Pfarrhäuser des Thurgaus, hoch über dem weiten und meerhaften Raum des Bodensees hatte sich die neue Pfarrfamilie bald glücklich eingelebt. Die einzigartige Lage von Kirche und Pfarrhaus wurde noch verschönt, indem Wilhelm Meyer allmählich mit viel Liebe den weit über die Gemeindegrenzen hinaus bekannt gewordenen Rosengarten und auch den Rosenfriedhof schuf.

Die Aufgaben, die die neue Gemeinde stellte, waren weit größer als die in Ammerswil. Dazu wurde Wilhelm Meyer wäh-

rend 38 Jahren das Schulinspektorat im Bezirk Kreuzlingen anvertraut, das er umsichtig nach toleranten und liberalen Grundsätzen betreute.

1906 wurde die junge Pfarrfamilie mit einem dritten Sohn und 1911 mit einer Tochter beschenkt. In dieser glücklichen, ja geradezu paradiesischen Umwelt verlebten die Eltern mit ihren Kindern die Altnauerjahre, die allen unvergeßlich bleiben. Ein großer Freundeskreis wuchs heran, und das Altnauer Pfarrhaus wurde zum Inbegriff der Gastfreundschaft. Nicht nur Rosenfreunde, sondern auch Künstler, Musiker und Gelehrte fühlten sich wohl in dieser Atmosphäre. Wilhelm Meyer hatte stets ein offenes Haus und eine offene Hand. Sein Glaube war auf einem lebendigen Christentum, einer seltenen Naturverbundenheit und dem Schöpfungswunder begründet, und er bekannte sich auch leidenschaftlich zum theologischen Freisinn. Er hatte auch alle Gaben eines guten Redners und eine einfache Art der Auslegung mit einem gewissen dichterischen Schwung, der beseelend wirkte. Zu seinen bleibenden Verdiensten gehören außer seiner seelsorgerischen Tätigkeit die Aktion für die Stiftung von Glasmalereien zur Ausschmückung der Kirche, die Gründung eines Kirchenchors und die schon erwähnte herrliche Rosenmauer und weitere Rosenpflanzungen im Friedhof. Schon in den ersten Tagen der Altnauer Wirksamkeit wurde er auch in die Aufsichtscommission der Anstalt Bernrain gewählt. Das Gedeihen dieser Anstalt lag ihm sehr am Herzen, und er war während vielen Jahren ihr Präsident. Wilhelm Meyer war ein Mensch, der leidenschaftlich kämpfen konnte, wenn er etwas als Unrecht erkannte. Er empfand es als ein Gottesgeschenk, gute Freunde zu haben, auf die man sich je und je verlassen konnte. Mit den Freunden in der «Maritza» (Studienkameraden, Theologen, Ärzte und Industrielle) pflegte er in schönster Weise die Geselligkeit. Mit ihnen unternahm er gemeinsam einige eindrucksvolle Auslandsreisen. Die Familie lag ihm ganz besonders am Herzen, und er war überaus besorgt, wenn eines seiner Kinder ernsthaft erkrankte. Er freute sich mit ihnen, wenn jedes auf seine Art zu seinem Ziele kam. So wurde der älteste Sohn Internist in Baden, der zweite Lehrer und Maler in Arbon, der dritte Zahnarzt, ebenfalls in Arbon und die einzige Tochter Bildhauerin und Lehrerin in Islikon.

Nach 52 Dienstjahren, wovon 42 Jahre auf Altnau entfallen, hielt er am 13. Juli 1947 seine Abschiedspredigt. Der Abschied von der ihm so lieb gewordenen Gemeinde fiel ihm sehr schwer, fanden doch damit eine reiche seelsorgerische Tätigkeit und viele glückliche hier verbrachte Stunden und Jahre ein Ende. Die Tatsache, daß die Tochter Elsbeth, welche in Islikon als Lehrerin amtierte, den betagten Eltern für eine schöne und behagliche Wohnung sorgte, in welcher sie mit ihr zusammenleben konnten, machte dem

in den Ruhestand Getretenen und seiner allzeit treu besorgten Gattin den Abschied etwas leichter. Am neuen Orte fühlten sie sich recht wohl und sie freuten sich, ihren Lebensabend an der Seite ihrer Tochter verbringen zu können. Auch hatte Wilhelm Meyer wieder die Möglichkeit, seine Rosenkulturen in Islikon neu anzubauen. Leider dauerte das glückliche Beisammensein nicht allzulange, denn nach kaum einem Jahr starb Elsbeth in ihrem 36. Altersjahr ganz unerwartet an den Folgen einer Bruchoperation. Dieser harte Schicksalsschlag setzte den betagten Eltern schwer zu. Nur ein tief gegründeter Glaube und eine einfache, aber fundamentale Frömmigkeit halfen ihm und seiner Lebensgefährtin diese schwere Wunde zu überwinden.

Am 2. Mai 1949 feierte Wilhelm Meyer mit seiner lieben Gattin, den Söhnen und Schwiegertöchtern und den Enkeln und Enkelinnen in Islikon den seltenen Tag der goldenen Hochzeit.

Allzuvielen liebe Menschen aus seinem engsten Freundeskreis mußte er gerade in den letzten Jahren zu Grabe geleiten und ihnen die Grabrede halten. Als im Januar 1954 auch sein verehrter Schwager Max Zeller zu Grabe getragen wurde und nur noch vier Freunde von der einstigen «Maritza» übrig blieben, da tat er oft den Ausspruch, er sei der Nächste. Und wirklich trat auch bald, verursacht durch eine Thrombose, Bronchitis und Atembeschwerden ein sichtlicher Kräftezerfall ein. Unerwartet erlag er am 17. Mai 1954 einer neuen Herzschwäche und konnte nun heimgehen zu seinem Herrn und Meister, auf den er gebaut hatte, in die ewige Heimat. Ein lieber Mensch ist mit Pfarrer Wilhelm Meyer von uns gegangen. In der Erinnerung wirkt seine prächtige, allem Schönen und Guten aufgetane Persönlichkeit lebendig weiter.

Dr. Heinrich Tanner

Heinrich Tanner wurde am 21. Oktober 1875 geboren, durchlief als Sohn achtbarer Handwerksleute die Primar- und Sekundarschule in Herisau. Seine originelle Appenzellerart hat er zeitlebens nie verleugnen können und auch nicht wollen. Im Frühjahr 1896 bestand er die Maturitätsprüfung am Gymnasium in Frauenfeld und bildete sich in der Folge an den Universitäten Zürich und Genf zum thurgauischen Sekundarlehrer aus, in welcher Eigenschaft er zwei Jahre an der Sekundarschule Hüttwilen wirkte. Seine Vorliebe galt vor allem den Naturwissenschaften. Von Hüttwilen aus folgte er einem Rufe an die Realschule Wattwil. Hier erwarb er sich nicht nur das st. gallische Realschullehrerpatent sprachlich-historischer Richtung, sondern er holte sich 1906 auf Grund einer Dissertation über die Biologie des Schönenbodensees bei Wildhaus den Doktorhut an der Universität Genf. Diese einzigartige Ausbildung prädestinierte

nierte den jungen Wissenschaftler weitgehend zu seinem späteren Amt als Schulinspektor, da er sich buchstäblich in jeder Stufe und Richtung auskannte. Wissenschaftlich gedachte sich der 1909 an die Thurgauische Kantonsschule berufene Doktor ebenfalls zu betätigen; denn sogleich meldete er sich als Mitglied der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft. Neben seiner Arbeit als Lehrer und anfangs auch als Konviktführer fand Dr. Tanner noch Zeit für eigene Studien, so daß er bald in den Vorstand dieser Gesellschaft berufen wurde. Er war bis zu seinem Tode Redaktor ihrer Vereinshefte und an die dreißig Jahre Vorsitzender der Naturschutzkommission. An der Kantonsschule hatte er sich inzwischen gut eingelebt. Zu seinem anfänglichen Unterricht an der Handelsschule trat bald ein zusätzlicher an den untern Klassen der Realabteilung. «Es gab im Verlaufe seiner Lehrtätigkeit wohl kaum ein Schulfach, in dem er nicht für kürzere oder längere Zeit unterrichtet hätte.» Dies ist die Feststellung des Vorstehers des Erziehungsdepartementes, als Dr. Tanner im Jahre 1943 vom Lehramt zurücktrat. Es ist nach all dem Gesagten sicher erstaunlich, wie er noch Zeit fand, nicht nur seinen Pflichten als Inspektor nachzugehen, sondern auch in mehreren Fächern der Kaufmännischen Fortbildungsschule zu unterrichten und Mitglied der Primarschulvorsteherschaft Frauenfeld zu sein. In diesem Arbeitspensum noch nicht inbegriffen sind zwei Gebiete, die ihm Herzenssache waren.

Am 10. Juni 1916 wurde Dr. Tanner an Stelle des weggezogenen Kantonsschullehrers Dr. Matter zum Sekundarschulinspektor gewählt. Nach Wissen, Ausbildung und Tätigkeit als Kantonsschullehrer war er sicher der geeignete Mann dazu. Das haben während 38 Jahren die Examenbesucher immer wieder erfahren können; denn nicht nur war der Herr Inspektor imstande, selber in fast allen Fächern zu prüfen, er wußte zudem seine Examenlektionen in stofflicher Hinsicht gerade auch für die Zuhörer interessant zu gestalten. Mußte der Lehrer prüfen, so waren diesem die weitgespannten Themata sicher frühzeitig zugestellt worden, und er durfte es auch wagen, einmal davon abzugehen. Auch bei den Schulbesuchen kritisierte er nicht an Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten herum, sondern war nachher zu einer Besprechung bereit und pflegte dann in der Regel die positiven Seiten hervorzuheben. Sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn ließ ihn allerdings auch ab und zu den Finger auf eine Stelle legen, die seiner Meinung nach nicht ganz in Ordnung war. Daß dies nicht immer angenehm ist, weiß jeder, der schon in die Lage versetzt war, fremde Leistungen beurteilen zu müssen. Aber es ist nötig, und gottlob gibt es noch Inspektoren, die den Mut dazu aufbringen, sind sie es dann doch auch wieder, die andererseits der Schulvorsteherschaft gegenüber den Mut aufbringen, sich in ideellen und materiellen Belangen für den Lehrer einzusetzen. In dieser Be-

ziehung hat Dr. Tanner seine wohlwollende Einstellung der Lehrerschaft gegenüber mehrfach unter Beweis gestellt. Er mußte selber noch schmunzeln, als er mir erzählte, wie er der Behörde eines verdienten Kollegen während des Examins hinter dem Ofen beliebt gemacht habe, die Besoldung zu erhöhen. So hat Dr. Tanner jahrzehntelang eine hingebungsvolle und segensreiche Arbeit zum Wohle des Sekundarschulwesens geleistet. Er nahm es aber auch genau mit seiner Pflicht. Als er schon lange seine Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, pflegte er häufig – Sommer wie Winter – auf den ersten Zug zu gehen, um irgend eine Schule seines Rayons zu besuchen. Wohl schien es dem Departement geboten, ihn mit der Zeit zu entlasten, die Aufsicht über die Landerziehungsheime Glarisegg und Kefikon hat er bis zuletzt innegehabt.

Bis zuletzt war Dr. Tanner auch eifriges Mitglied der Abstinenzbewegung. Seinem ganzen Wesen entsprach auch hier eine kämpferische Haltung. Er half in Frauenfeld die Loge Murg der schweizerischen Guttempler gründen. Innerhalb dieses Ordens stieg er mit der Zeit bis zum schweizerischen Großtempler auf, und 1933 wurde er sogar in die Weltexekutive berufen, in der er schließlich das Amt für Erziehung und Unterricht ausübte. Wenn er sich 1952 auch hier vom aktiven Dienst zurückzog, so behielt er doch die Leitung der Alkoholfreien Volkshäuser in Frauenfeld, um die er sich ebenfalls große Verdienste erworben hat.

Das Bild des Menschen Tanner wäre aber auch jetzt noch immer nicht vollständig, würden wir nicht auch noch seine



bewußt christliche Grundhaltung erwähnen. Wohl den meisten ist bekannt, daß Inspektor Tanner nicht nur langjähriges Mitglied der evangelischen Synode war, sondern auch eine Zeitlang deren Präsident. Aber nur wenigen dürfte bekannt sein, daß er selber ein gläubiger Christ war, der seine Bibel kannte und aus ihr Stärkung schöpfte. Auch als ihn kurz vor seinem Tode eine Schwäche ans Haus

fesselte, besuchte er am allerletzten Sonntag, den er noch auf Erden verbringen durfte, den Gottesdienst. «Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das gerät wohl.» (Aus einem Nachruf eines ehemaligen Schülers und spätem Kollegen).

Ernst Emil Schlatter

Ernst Emil Schlatter gehörte der schaffhausischen Familie Schlatter an. Da aber bereits seine Eltern, Eduard Schlatter und Albertine Jaepfer, nach Zürich übersiedelt waren, wurde diese Stadt zu seiner Jugendheimat. Am 27. November 1883 geboren, wuchs Ernst Schlatter mit fünf Geschwistern in Zürich-Untersträß auf und besuchte die städtische Primar- und Sekundarschule. Sein Vater war als Schlossermeister tätig. Seine Mutter führte neben dem Haushalt ein Bettwarengeschäft. Der Knabe, als drittältester der Kinderschar, wurde ausgiebig zur Mithilfe beigezogen und gewöhnte sich früh an eine arbeitsfreudige, die Zeit ausnützende, haushälterische Lebensweise. Allerdings wurde bereits damals der höher strebende, der Welt des Schönen aufgeschlossene Geist des werdenden Künstlers erkennbar. Und ein weiterer, für die Entwicklung bedeutsamer Zug seines Wesens zeigte sich ebenfalls damals schon: seine Fähigkeit, sich in die gegebenen Verhältnisse einzuordnen. Seine künstlerischen Neigungen zurückstellend, trat er zunächst, dem elterlichen Wunsch gehorchend, in eine praktische Berufslehre. Von 1898 an bildete er sich während 4 Jahren im Polygraphischen Institut Zürich zum Lithographen aus. Schon diese Berufsarbeit faßte er künstlerisch auf, ja sie wurde ihm zum Ausgangspunkt für seine weitere, höher führende Laufbahn. Zeitlebens blieb er aber der Kunst des Steindruckes eng verbunden. Nachdem Ernst Schlatter seine Berufslehre erfolgreich abgeschlossen hatte, durfte er mit der Einwilligung der streng über seine Entwicklung wachenden Eltern zur weiteren Ausbildung nach Stuttgart gehen. Dasselbst erwarb er sich die bewundernswürdige Meisterschaft in der Beherrschung der Schriftarten und in der Gestaltung der Schriftbilder. Darüber hinaus erfuhr er bedeutende, seine Gaben entfaltende Anregungen durch den persönlichen Umgang mit den dortigen Meistern des Kunstgewerbes, der Graphik und der Malerei. Nachdem er 1907 nach Zürich zurückgekehrt war und sich während einigen Jahren als freier Graphiker betätigt hatte, entschloß sich der weiterstrebende junge Künstler zu einem weitem Studienaufenthalt im Ausland. Diesmal ging er nach München. Dieser Aufenthalt in München wurde für Ernst Schlatter in zweifachem Sinne entscheidend: für seine weitere berufliche Laufbahn und für seinen persönlichen Lebensweg.



In München vollzog sich sein Übergang zur Landschaftsmalerei – und hier fand er auch seine Lebensgefährtin, Franziska Hermle von Rottweil. Mit ihr trat er im Jahre 1912 in den Ehestand. In ihr hatte er die Gefährtin seines Lebens gefunden, die ihm auf seinem weitem Weg und in den besonderen Verpflichtungen, die der Gattin eines Künstlers auferlegt sind, mit nie ermüdendem Interesse und tiefem Verständnis zur Seite blieb.

Ernst Schlatter entfaltete nach seiner Heimkehr in Zürich eine reiche Tätigkeit. Als künstlerischer Leiter der Kunstanstalt Wolfensberger war er führend beteiligt an der Neugestaltung des praktischen Zwecken dienenden Kunstgewerbes. Überzeugend setzte er sich ein für die Hebung der schweizerischen Plakatkunst. An Stelle der minderwertigen Postkartenbilder schuf er künstlerisch wertvolle Landschaftsdarstellungen, gleichzeitig damit werbend für die landschaftliche Schönheit der Heimat.

In diesem Bestreben zeigte sich ein weiterer, seinem Wesen und Schaffen eigener Zug: Er wollte den Sinn für das künstlerisch Schöne und Echtheits ins Volk tragen, zum künstlerischen Geschmack erziehen,

damit möglichst weite Volkskreise an den Werken Anteil erhalten sollten, welche die Kunst dem Menschen vermittelt. Wie tief er diese Verpflichtung fühlte, Volks-erzieher auf dem Gebiete der Kunst zu sein, wurde immer wieder ersichtlich, wenn er uns bei Ausstellungen mit unermüdlicher Geduld die Bilder erläuterte und uns mit der ihm eigenen, heiteren Aufrichtigkeit ahnen ließ, wieviel Menschliches auch beim Entstehen künstlerischer Werke mitbeteiligt ist.

Diese seine feine Mitteilungsgabe kam Ernst Schlatter zugute, als er während drei Jahren an der Kunstgewerbeschule Zürich als Lehrer tätig war. Gleichzeitig diente er seinen Berufskollegen als Präsident der Künstlervereinigung Zürich. In diesen Jahren mag er sich jenen weiten Gesichtskreis erworben haben, der sich mit seinem schlicht gebliebenen Wesen verband und jene Persönlichkeit formte, die wir so sehr schätzten.

Nach den fruchtbaren aber auch unruhigen Jahren in Zürich empfand der reife Künstler das Bedürfnis nach einem stilleren Wohnsitz, um frei und ungestört sich seinem Lebenswerke widmen zu können. So kam Ernst Schlatter im Jahre 1920 nach Uttwil, in das Dorf, das in seiner Eigenart immer wieder auf künstlerisch tätige Menschen eine besondere Anziehungskraft ausübt. In dem Haus am See, das er im Jahre 1925 erbaute, schuf Ernst Schlatter sich, seiner Gattin und den beiden Kindern, die dem Ehepaar geschenkt worden waren, ein Heim, das dem unvergänglich bleiben wird, der darin ein- und ausgehen durfte. In den Jahren, die Ernst Schlatter in Uttwil verbrachte, wechselten Reisen, die ihn bald zu Studienzwecken in weite Fernen, bald zur Ausführung ehrenvoller Aufträge führten, mit stiller emsiger Arbeit im Atelier, von wo aus sich dem schaffenden Künstler ein einzigartiger Ausblick auf die Weite des Bodensees bot. Neben seiner innigen Verbundenheit mit der Landschaft des Bodensees ging diejenige mit der Bevölkerung einher. Sein Künstlertum hatte nichts Isolierendes an sich, sondern wirkte anregend und bereichernd.

Ernst Schlatter diente während vielen

Jahren dem Vorstand des Thurgauischen Heimatschutzes als Aktuar und der Gesellschaft für Literatur und Musik in Romanshorn als künstlerischer Berater. Darüber hinaus stellte er sich bei unzähligen geselligen Anlässen als Mitfeiernder unter die Feiernden, erfreute uns mit ernstem und heiterem Beiträgen und blieb dabei doch der unermüdlich schaffende, weiterstrebende Künstler und uneigennützig Helfer.

Vor drei Jahren besuchte Ernst Schlatter mit seiner Gattin die eine, in Südafrika verheiratete Tochter. Diese Reise vermittelte ihm, dem immer noch für neue Eindrücke aufgeschlossenen Künstler, reichste Erlebnisse. Und auch diesmal ließ er in Briefen, Lichtbildern, Gemälden und Erzählungen weitere Kreise teilnehmen an dem, was ihn selber erfreute und bereicherte.

Eine große, erfolgreiche Ausstellung seiner Werke, zu seinem 70. Geburtstage, von der Stadt Frauenfeld veranstaltet, ließ ihn erkennen, welch großes Interesse und welch aufrichtige Anerkennung sein künstlerisches Schaffen fand. Und dabei dachte er, der auf ein so reiches Lebenswerk zurückschauen konnte, schon an die nächsten Aufgaben, die er sich stellte und die er noch lösen wollte. Aber bereits hatte sich ein schwerer Schatten auf seinen Lebensweg gelegt. Er ahnte, daß seine Tage gezählt seien. Sich selber überwindend, seine ebenfalls wissenden Angehörigen schonend, verbreitete er immer noch, trotz dem Dunkeln, das er vor sich sah, frohgemute Heiterkeit um sich. Als Ende Mai der Männerchor Uttwil die neue Fahne, die Ernst Schlatter entworfen hatte, einweihte, hielt er selber, obwohl bereits die Anzeichen der schweren Erkrankung spürend, die Fahnenrede.

Als ihm der Männerchor Uttwil in Münsterlingen besuchte, vor seinem Krankenzimmer sang und ihm die Ehrenmitgliedschaft verlieh, war dies wie ein letzter Gruß des Dorfes, das Ernst Schlatter und seiner Familie zur Heimat geworden war. Tage und Wochen bittersten Leidens folgten, bis Ernst Schlatter am 13. September 1954 still aus der Zeit in die Ewigkeit hinübergehen konnte. C.

